

Annas Ehe.

Roman von Ida Boy-Ed.

(10. Fortsetzung.)

Natürlich sah aber wieder jemand in der Halle. Diesmal war es Donat, der Zigaretten rauchte und in überläufiger Nachdenklichkeit, Ursula war hier ja rein wie befehen. So unruhig! So weinerlich! Und gestern Abend war sie sogar in ihrem Zimmer geblieben. Was hatte ihm veranlaßt, warum. Sie glaubte sich totschämen zu müssen, weil Stephan Normann sie jetzt so gesehen hatte. Was für'n Unsiin! Als ob an dem Leutnant was läge!

„Wo hin?“ fragte Donat mit der harmlosen Neugier, die gedankensame Leute stets für das Tun und Lassen anderer haben.

Es war wohl etwas Knabenhaft, daß es Stephan eine Art von Befriedigung gewährte, laut zu sagen: „Zu Herrn Doktor Schüler.“

„Zwanzig Minuten später öffnete er die niedrige grüne Gittertür zum Garten des Doktorhauses.“

Er hatte Sophie am Fenster sitzen sehen. Hinter den Blumenböden erschien ihr Profil vor dem dunklen Hintergrund des Zimmers.

Der feine, edle Kopf war geneigt — wahrnehmlich über die Nähmaschine. Ruhig nicht allein ihr rastloser Fleiß beim Grafen Burdard zum Fleißprediger werden — bei dem Manne, der die Arbeit so hoch einschätzte?

Reiche Leute haben selten eine richtige Tasse für das, was eine bescheidene Lebensführung kostet. Sie schlagen eine unwahrscheinlich geringe Summe an. Sie glauben, mit dem Fortschritt des Luxus vermindere sich der Verbrauch folglich zum Minimum; von einem Stück Geld, das an einem Tag für ein Fest ausgehen, meinen sie, es reiche in der Hand des Kermischens für lange, lange Zeit bequem zum täglichen Großehen. Graf Burdard sah aber urteilsfähig mit klugen Augen auf die Verhältnisse anderer. Das wollte Stephan. Und der Gedanke beruhigte ihn, daß der Graf es werde erweisen können, welche Leistung das von Sophie war, mit der kleinen Menge doch ihr Leben so einzurichten, daß sie und ihr Vater nicht aus ihrem Stand als hochgebildete Menschen herabfallen zu unwürdiger Daseinsführung.

Als er die Haustür öffnete, kam auf das Bimmeln der kleinen almdorischen Glocke hin folglich Sophie aus der Stube auf den Flur.

„Oh ...“ sagte sie bestürzt. Sie hatte ihn nicht kommen sehen.

„Sophie“, sprach er und zog sie gleich an sich, „die Tage haben wir uns nicht. Und nicht einmal geschrieben habe ich! Was hast du gemacht?“

„Still!“ flüsterte sie, „Vater ist im Zimmer. Er hört dich.“

„Er soll es kommen!“

Sophie sah sehr blaß aus. Diese vier Tage, die so stumm dahingeflogen waren, hatten sie sehr gequält. Nur ein Ende — nur ein Ende! dachte sie oft.

Und sie kam sich so feige vor, so charakterlos, weil sie trotz aller ihrer heiligen Vorsätze, zu entsagen, immer wieder hoffte.

Das beschlich sie gleichsam, ohne daß sie es merkte, sie konnte gar nicht davon auf der Hut sein; mit einem Male war sie wieder da, die süße, törichte Hoffnung, daß doch noch alles gut werden könne ...

„Wenn zwei sich lieben mit Gottesflamme, geschieht ein Wunder und führt sie zu sammen.“

Das zog oft durch ihre Gedanken. Aber sie wehrte sich dagegen. Es geschah keine Wunder. Arme Leute werden nicht plötzlich reich. Abhängige nicht plötzlich unabhängig.

Doktor Schüler saß in einem Lehnstuhl am Tisch, vor dem leeren Sofa. Das Kaffeegeschier stand vor ihm, alles Dagegehörige eng besammet auf dem Brett. Sophies Tasse stand zwischen Zeugnissen auf dem Fensterrand.

„Guten Tag, Herr Leutnant!“ sagte Doktor Schüler.

„Bitte, sitzen bleiben!“ bat Stephan, ihm die Hand schüttelnd.

„Sophie, noch eine Tasse. Ja so — die Kanne ist schon leer.“

„Soll ich schnell ...“ fragte Sophie, die ein heißes Gesicht bekommen hatte von der Erregung des Wiedersehens.

„Bitte, nein ... wenn ich mich zu Ihnen setzen darf.“

Und er nahm im zweiten Lehnstuhl, an der anderen Tischseite Platz. Doktor Schüler fragte nach dem Befinden der Gräfin, erwähnte die fast beschämende Sendung eines allzu üppig gepackten Korbes mit Delikatessen und sprach seine Befriedigung aus, an der Seite des Grafen Burdard eine Gattin zu sehen, die diesem ausserlesenen Manne durchaus gleichbürtig schiene.

Bei dem Gespräch konnte keine Wärme und Ungezogenheit aufkommen. Da sagte Doktor Schüler,

dem es schon recht mühsam war, so viel sprechen zu müssen:

„Im vorigen Jahr haben Sie uns häufiger besucht, Herr Leutnant.“

„Die Verhältnisse im Schloß liegen diesmal anders“, antwortete Stephan, „wenn ich auf mein Herz hören dürfte, wäre ich längst hier. Und ich bin heute gekommen, mit dies Herzensrecht zu erbitten.“

Er hand auf.

„O Gott ...“ flüsterte Sophie und faltete die Hände in Angst und Freude.

„Herr Leutnant ... ich weiß nicht, was Ihre Worte ...“ Der alte Mann stand ganz ratlos dem jungen gegenüber.

„Lieber Herr Doktor“, sprach Stephan mit fester Stimme, „ich bin mit vollkommenem meiner geringen Qualitäten als freier bewußt: ich bin ein armer Offizier, der seine Zulage von der Großmut eines Verwandten erhält. Ich kann Sie nur bitten: vertrauen Sie ein wenig dem Mann! Er wird in redlichem Kampf versuchen, für Ihr geliebtes Kind eine gesicherte Zukunft zu erobern.“

Sophie sprang auf und fiel ihrem Vater um den Hals. Sie weinte lebensschäftlich.

Und der Mann, der um sie geworden hatte, stand nun blaß und erregt.

„Das war kein freudiges Werk. Die bitterliche Sorge nahm dem Augenblick die Weiße und den Stolz.“

„Wir lieben uns, Vater — es ist wahr. Aber ich habe Stephan geliebt, daß ich verzichten will ... ich habe ihn angehehrt, zu schweigen.“

„Wir lieben uns seit zwei Jahren. In all dieser verflochtenen Zeit habe ich nach einer Stellung gesucht, um sowohl Ihnen, wie meiner Familie gleichlagen zu können: Ich liebe Sophie, ich kann ihr auch eine Zukunft bieten. Bis jetzt habe ich keinen Ausweg gefunden. Aber meine Hochachtung vor derjenigen, die mein Weib werden soll, verbietet es mir, mein Verlobnis mit ihr länger zu verheimlichen“, sprach Stephan fest.

Der alte Mann hatte gehört, wie einzeln, der erst langsam begriff. Nun leuchtete er tief auf und drückte sein weinendes Kind fester an sich.

„Sie haben keine Antwort für mich“, fragte Stephan. Sein Gesicht wurde düster.

„Was soll ich Ihnen sagen“, sprach Doktor Schüler leise, immer auf sein Kind niederschauend und den dunklen Kopf zart freischend, „das hätte es, wenn ich Ihnen sagte: Sie und mir lieb. Ich schäme Sie. Sie vertrauen Ihnen. Alle herzlichen Empfehlungen, die mich zu Ihnen ziehen, löshen so die Tatsache nicht aus, daß eine Sache hoffnungslos ist — ganz hoffnungslos, meine armen Kinder.“

„Ich wollte mit Ihren väterlichen Segen holen. Dann wollte ich offen mit Onkel Burdard sprechen.“

Der alte Mann, der so oft unter der trantrosten Einbildung litt, insofern seines Unglücks von niemand mehr als ganz unwürdiger Mensch genommen zu werden, sah Stephan groß an.

„Mein Segen“, murmelte er, „mein Segen ... was liegt an einem unnützen alten Mann ... der der Fluch seiner Tochter ist ...!“

„Vater!“ schrie Sophie.

„An diesem Segen liegt mir alles. Er wird mir den Mut geben, jeden Kampf aufzunehmen. Achten Sie mich genug, mir Ihr herrliches Kind anzuvertrauen, so scheue ich nicht davor zurück, selbst mit meiner Familie zu brechen“, sprach Stephan.

Der alte Mann ward von Rührung überwältigt. Er streckte Stephan die Rechte hin. Sein Gesicht neigte er tief auf das Haar seiner Tochter.

So standen sie lange in stummer Ergriffenheit.

„Sophie!“ flüsterte der junge Mann endlich.

Da ließ sie von ihrem Vater und schmiegte sich an den Geliebten.

Mit schweren Schritten ging der Alte im Zimmer hin und her, von den erwartenden Widen der beiden Jungen verfolgt. Was würde er sagen?

„Ihr Onkel ist großmütig“, begann er. „Aber wie wenig wahrhaftig ist es, daß er Ihnen das Geld geben wird zu einer solchen Heirat! Ja, wenn meine Sophie bloß arm wäre! Aber sie ist das Kind eines Mannes, der nur durch einen Gnadenakt vor zwei Jahren Gefängnis bewahrt wurde. Es kann sein, daß weder Ihr Oberst noch die anderen Offiziere des Regiments sich daran stoßen; es kann aber auch eben so wohl geschehen, daß Sie sich wegen der Heirat verlassen lassen müssen oder gar den Abschied zu nehmen haben. Um eines Weibes willen seinen Beruf zu verlassen ... das trägt keinen Segen in sich. Und wie schwer es ist, in einem bürgerlichen Beruf festen Fuß zu fassen, haben Sie schon erfahren. Sie sagen es selbst, zwei Jahre suchen Sie schon vergebens.“

„Aber durch die Protektion des Grafen Geyer würde es leicht werden“, warf Stephan ein.

„Und wenn er Ihnen nun sagt: Nein, ich will, daß du Offizier bleibst, ich will nicht alle die ver-

loffenen Jahre mein Geld fortgeworfen haben. Was werden Sie antworten können?“ Graf Geyer ist nicht nur gut. Er ist auch klug und klar. Einer ausgezeichneten militärischen Karriere ist er für Sie sicher. Er weiß, daß ein Berufswechsel leicht etwas von Entgeisung an sich hat. Er wird vielleicht fürchten, daß auf der Grundlage von so viel Opfern ein rechtes Glück nicht erblühen könne. Und dann wird er Ihnen sagen: Wieder jetzt für dich und Sophie den harten Schmerz des Verzichtes, als was graue lange End eines unerquidlichen Lebenskampfes.“

Sie schwiegen beide. Die Worte des Vaters trafen sie wie Keulen-schläge. Die schweren Befürchtungen, die harten Wahrheiten, die sie sich selbst oft genug gesagt, wirkten noch vernichtender, weil nun ein anderer Mund sie aussprach.

Und dennoch, in all der Hoffnungslosigkeit, die nur noch deutlicher geworden war, weil jetzt auch der Vater sie konnte und teilte, hatte Stephan ein starkes, mannhaftes Gefühl. Doch von seiner Liebe der Schleier des Geheimnisses genommen war, befriedigte ihn, war die Quelle dieses mannhaften, harten Gefühles.

Es gab nun einen Hinweis, den wichtigsten und würdigsten von allen: den Vater der Geliebten.

Stephan und Sophie hatten beide unter der Heimglichkeit gelitten, die ihre Liebe zu entzünden schien; sie konnte ihr, wurde sie unzeitig aufgedeckt, den Verdacht des Abenteuerlichen, Unlauteren anheften.

„Lange sprachen sie noch hin und her. Der Vater bat Stephan, morgen, wenn er es konnte, wiederkommen. Den alten Mann hatte diese Frage so plötzlich überfallen. Sie überwältigte ihn fast mit allen den klüßlichen und Auswüßlichen, zu denen sie ihn nötigte. Man konnte morgen weiter sprechen. Er wollte sich sammeln“, nachdenken.“

Stephan hatte fast Furcht. Ihm schien es, als würden Vater und Tochter sich in Klugheit, Stolz und Selbstlosigkeit gegen ihn verenden. Sophies aufopfernder Vorsatz, zu entsagen, konnte nicht durch den Vater hindern ... zumal der Alte auch immer wieder darauf zurückkam, daß ihm der Gedanke juchbar sei, Graf Geyers Güte mit feinem Eifer und Aufwand zu lohnen; denn wenn er es nicht jagte, die Gräfin Renate sage es gewiß: Das haben wir nun davon, daß wir gut gegen diese Schülers waren — der Doktor versucht, seine Tochter in unsere Familie zu schmuggeln.“

Als Stephan endlich ging, nahm er von Sophie einen Abschied, als stände ihnen eine lange, harte Trennung bevor.

Auf dem kleinen, mit roten Ziegeln gepflasterten Flur standen sie, aneinandergeklammert, in den Schmerzen und Sorgen ihrer Liebe.

Es war so still ringsum. Ein breiter Sonnenstrahl kam zum Fenster hinten im Flur herein, entzündete auf dem Glasbassin der Petroleumlampe auf dem Tisch einen Reflex, der aus seinem Licht ein Sonnenrad vielfarbiger Strahlen entließ, und legte sich als orangefarbiges Band auf den roten Ziegelboden.

„Alles ist unsicher um uns und vor uns“, sprach er, „nur eins ist gewiß: unsere Liebe! Nicht wahr — sie ist ewig ...“

„Ewig ...“ flüsterte sie zurück. „Es klingt wie ein Schwur.“

Und der Nachhall ihres heißen Versprechens lag in seinem Ohr und in seinem Herzen, als er dann heimwärts ging.

Gerade um dieselbe Zeit kehrte auch Anna von ihrem Besuch bei Frau von Braunau zurück.

Sie benutzte die erste freie Stunde, die ihr seit der Unterredung mit ihrem Gatten sich bot, seinem geäußerten Wunsch zu entsprechen. Er sollte niemals in die Lage kommen, zwei mal einen Wunsch auszusprechen — das hatte Anna sich vorgenommen.

Er sollte das Gefühl haben, sich ganz auf sie verlassen zu können. Sie hatte auch mit Herdele schon die Übernahme aller Hausfrauenschäfte verabredet. Sie war sogar entschlossen, sich fortan von etwaigen Vormittagspartien auszuschließen, um sich in ihre Pflichten einzuleben.

Der Gedanke daran befriedigte sie ungemehr. Sie wollte den Leuten schon zeigen, daß sie trotz ihrer Jugend alles zu leisten verstände. Und am liebsten genoh sie es vorweg, daß sie ihrem Gatten imponieren würde.

Schon am gestrigen Vormittag, während der Segeipartie Ursulas, und heute vormittag hatte sie viele Stunden mit Herdele zusammen teilend vor den Büchern, teils in den Wortkräutern verbracht.

Und Herdele sagte nachher zu ihrem Bruder:

„Sie ist von einem außerordentlich raschen, sicheren Begriffsvermögen. Die geborene Herrscherin.“

Er hörte es mit glücklichen Lächeln an.

Später sagte er ein lobendes Wort über Annas Eifer, und sie errödete vor Freude.

Der Besuch bei der Braunau war ihr recht lästig.

Wie vorausgesehen gewesen, wirkte ihr Erscheinen vorerst schmerzhaft. Ein Dienstmädchen nötigte sie in ein Zimmer und bat zu warten.

Draußen gingen Türen, huschten Schritte, wurden Flüsterzsuren vernommen. Offenbar zog Frau von Braunau sich erst um, ehe sie vor das Auge der Gräfin Geyer trat.

Anna sah sich unterdes im Zimmer die mannigfachen Spuren von Unsauberkeit und Unordnung an.

Endlich erschien denn Cécilie Braunau, mit ihrem wirren Haar und ihren blaffen, verschleierten Augen, nervöser und abgehörter als je.

„Halb erfreut, halb zerstreut begrüßte sie Anna.“

„Frau Gräfin müssen verzeihen — es ist hier schlecht aufgeräumt — es fehlt mir eben an Dienerschaft — das eine Mädchen und ich, wir können nicht alles. Mehr Bedienung kann ich mir ja nicht leisten — in der Lage sind wir nicht.“

„Man muß zufrieden sein. Viele können sich gar kein Mädchen halten“, sagte Anna, aus Verlegenheit — was hätte sie antworten können? Das reizte aber die Frau.

„Damen wie Frau Gräfin haben es ja leicht. Vielleicht fände auch ich mich leichter in alles, wenn ich es in meiner Jugend nicht so anders gelehrt gewesen wäre — ich bin doch eine von Schulmann aus dem Hause Gräfin“, schloß sie, zur Beweisführung beide Hände gestikulierend vor Annas Gesicht schüttelnd.

Anna fuhr zurück — etwas mehr als nötig — um der anderen zu verstehen zu geben, daß man nicht so leichselig Gessen mache.

Aber die Frau hatte keine Abnung von der hysterischen Lebertriebenheit ihrer Art und Weise. Sie hielt sich vielmehr für vollkommen erlogen.

„Liebe Frau von Braunau“, sprach Anna, „Sie haben doch einen vreden, ruhigen Mann. Sie haben Ihr Brot. Was sollte denn zum Beispiel Fräulein Schüler jagen! Sie plagt sich ohne jede Bedienung ab und hat eine so traurige Jugend.“

„Oh, Sophie Schüler wird schon dafür sorgen, daß sie wieder obenauf kommt!“, sagte die Frau. Der leid auf Sophie Schüler tadte jormuch in ihr empor und sah ihr so gütlicher auf den Lippen, daß sie ihr Gesicht verzerrte, aus den weißen Augen kam ein steinendes Licht.

„Wie möglich!“ dachte Anna. „Noch nie hatte sie so deutlich den Ausbruch des Herdes auf einem Gesicht gesehen, wie auf dem dieser Cécilie Braunau.“

„Wie sollte das arme Fräulein Schüler das ...“

„Oh, die hat Talent dazu!“

„Aun, ich möchte es ihr gönnen“, sagte Anna, nur aus Widerspruch gegen die Frau viel warmer, als ihre eigentlichen Gedanken für Sophie Schüler waren.

Aber damit ließ sie den Reid überschäumen. Das Sophie Schüler häufiger aus Schloß geladen ward, als sie, dort gern gesehen wurde, versetzte ja der Braunau jeden Aufenthalt der Herrschaften hier.

„Auch das, daß sie zu ihrem Versuch, ein gutes Glück zu machen, sich ein Mitglied Ihrer Familie aussucht?“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte Anna schroffen Tones. Sie fand gar keinen Sinn und Verstand in der Bemerkung. „Ein Mitglied meiner Familie ...“ es huschte ihr jo durch den Kopf ... Donat? Den kennt sie ja kaum ...

Aber schon sprach die Braunau triumphierend:

„Ob Ihr Herr Gemahl wohl sehr entzückt davon wäre, wenn er wüßte, daß Leutnant Normann ein heimliches Liebesverhältnis mit Sophie Schüler hat? Mit diesen meinen eigenen Augen“, hier erhob sie ihre beiden Hände zur Augenhöhe und schüttelte sie ein wenig in einiger Entfernung vor ihrem Gesichte, „mit diesen meinen eigenen Augen habe ich sie im Wald gesehen, wie sie auf einer Bank saßen und sich küßten. Oh — ja — und so eine versteht es, sich bei den gräßlichen Damen lieb'stand zu machen.“

Anna sah steif und aufrecht. Sie war leidenschaftlich geworden. In ihre Augen trat der kalte harte Glanz ...

„Wirklich ...“ sagte sie im Ton des Zweifels. Und das entlodte aus dem Mund der anderen einen Wortschwall.

Sie erzählte, wie sie schon vorigen Frühling Verdacht geschöpft, als sie ein paarmal gesehen hatte, daß der Leutnant Normann immer bald den Weg zum Wald einschlug, wenn kurz vorher Fräulein Schüler auch dahin gegangen war. Sie hatte auch manchmal vermutet, die beiden zu beschleichen, aber sie sah sie damals immer nebeneinander gehen. Das war kein Beweis. Liebesblide kann man nicht zu Protokoll nehmen. Aber neulich, den Tag, wie das Unwetter war, da begünstigte endlich das Glück ihre Beobachtungen.

„Ich hoffe, Herr Graf wird es mir nicht als Indiscretion auslegen, daß ich Ihnen dies berichte. Es scheint mir im Gegenteil, daß ich nur meine Pflicht erfülle. Meine Ergebenheit für die gräßliche Familie ... man

kann es doch nicht mit ansehen, wenn eine solche Person versucht, sich an einen jungen Mann zu hangen, dem gewiß eine große Zukunft bevorsteht. Und Leutnant Normann verdankt doch alles der Güte des Grafen.“

Bei dem Wort „alles“ streckte sie ihre Hand weit über den Tisch vor.

Anna stand auf, in kühler, hochmütiger Haltung.

„Sie nehmen das viel zu wichtig. Ein Leutnant! Und auf dem Lande! Er wird wohl denken: warum soll ich die hübschen Mädchen nicht küßlen, wenn sie sich küßen lassen wollen?“

Frau von Braunau war sehr unzufrieden, daß ihre Mitteilungen teiner ersten Auffassung begegneten. Daß gerade diese die verniedrigendste für Sophie Schüler war, tam ihr nicht zum Bewußtsein. Sie hatte erwartet, Anna würde über undant, Verrat und Schlechtigkeit lomentieren und sie — Cécilie Braunau — ihres ewigen Dantes für die empfangenen Aufklarungen versichern.

Was denn Jörn im Herzen, ging Anna von dannen.

„Deshalb also, weil seine Gedanken bei diesen armen kleinen Mädchen waren, deshalb ging er damals blind an ihr vorüber!“

„Wer war denn jene? Und wer war sie selbst?“

Diese kleine Person, die schuldbewußt erröten mußte — o, Anna erinnerte sich genau, wie ihr bei der allerersten Begegnung dies Erröten aufgefallen war — diese kleine Person mit dem schlechten Gewissen war ja neugierig gewesen, als Anna!

So also mußte man sein, aussehendes und daherkommendes, wenn man der Beachtung des Herrn Normann wert sein wollte! Verschüchert, selbstschäftlich unsicher war diese Sophie, ihre Hände verarbeitet ... es tam Anna vor, als räche sie wieder den Petroleumdunst, der an jenem Morgen Sophie umschwebt hatte.

Wie kleinbürgerlich alles! Und dann dieser Vater mit der geschicktesten Erziehung!

Und diese Augen mit dem Ausdruck des stillen Duldetums — wie die Logen! Das war alles Rotterrie. Anna erinnerte sich, wie hochmütig diese selben Augen sie angeblüht hatten, als sie leuzelig ein paar teilnehmende Worte gesagt.

Diese ganze scheue Mädchenhaftigkeit! Unerhört! Heimlich ließ sie sich im Walde von einem Manne küßen. Noch dazu von einem, der sie ja gar nicht heiraten konnte!

Daß er es wolle würde, bezweifelte Anna keinen Augenblick. Nur ein ernstes Gefühl macht einen Mann so blind gegen andere Frauen. Eine Liebelei wurde ihm die innere Freiheit gelassen haben, Anna und Ursula zu bemerken; würde ihn nicht so gleichgültig gegenüber Ursulas Geld lassen. Auch hatte Anna ihn seinen Charakter beurteilen zu können. Stephan Normann war eines leichtsinnigen Spiels nicht fähig!

Und gerade deshalb empörte sich ihr Selbstgefühl bis aufs äußerste. Oh, wie schämte sie sich, daß sie einmal diesem Mann warm zugelächelt hatte! Gewiß hatte er es nicht bemerkt und ahnte nichts davon. Aber es demütigte sie noch jetzt vor sich selbst, daß sie einst diesen jungen Menschen ihrer heimlichen Gedanken für wert gehalten hatte. Sie — die dann von einem Burdard Geyer umworben ward! Sie — die nun des ausserlesenen Mannes Gattin war!

In ihr war keine Liebe. Deshalb fehlte ihr auch alle einfache Weisheit der Liebe.

Sie wußte nicht, daß Liebeswahl sich nicht von äußeren Dingen bestimmen läßt, und daß ein Better umstande sein kann, eine Prinzessin zu verschmähen um eines armen Kindes willen.

Ihre Stolz auf ihren Gatten stieg in diesen Augenblicken ins Ungemessene. Aber es war keine reine Empfindung. Es mischte sich Jöhn ein gegen den anderen, der sie keiner Beachtung gewürdigt. Ein Rachegefühl mischte sich hinein.

Und in der seltsamen Logik solcher Zorngebanten tam es ihr vor, als habe Stephan Normann auch ihren Gatten in ihr beleidigt. Ja, sie machte plötzlich gemeinsame Sache auch mit Ursula.

Er wogte, die Hingebung dieses guten, tüchtigen, reichen Mädchens aus ebem Hause zu übersehen — und küßte sich mit Sophie Schüler im Walde! Er, der hatte Gott danken sollen, wenn er eine solche Heirat fand, wie die mit Ursula gewesen wäre! Die Eifersucht ihrer Eigenliebe Ursula gegenüber schwieg ganz. Sie hatte plötzlich nichts, gar nichts mehr gegen eine Vereinigung Ursulas mit dem Manne. Sie war ja nicht um Ursulas willen zurückgesetzt worden!

Jede sollte er heiraten — jede. Nur gerade nicht die Eine, um dementwillen er eine Anna von Kinstow einst übersehen hatte!

Er würde natürlich versuchen, seinen Willen durchzusetzen; denn er war wohl der echte Sohn seiner Mutter.

Zum zweiten Mal sollte die Familie Geyer aber das Schauspiel ei-

ner standarden Heirat bei einem der Jören nicht erleben. Anna war nun auch eine Geyer. Sie wollte das schon verhindern. Und hoch erhabenen Hauptes, ihres Sieges ganz sicher, ging sie durch die Anlagen vor dem Schloß und betrat die Halle.

Da stand noch gerade Leutnant Normann, der eben von Schülers zurückgekommen war.

„Lieber Stephan“, sagte Anna mit einem Lächeln, „gut, daß ich Sie treffe. Ich wünsche, daß Sie sich heute nachmittag und abend Fräulein von Pallau ganz besonders widmen. Meine liebe Urjase glaubt sich genieren zu müssen, weil Sie sie so sehr lieben. Machen Sie ihr mit allem Nachdruck, dessen ein preußischer Leutnant fähig ist, den Hof!“

Und ohne seine Antwort auf ihren Befehl abzuwarten, ging sie weiter. Stephan stand bestürzt. Er biß sich auf die Lippen.

„Was war das? Und welche seltsames Madchen? So überlegen! Ja — ja! Heuchler!“

Er hatte wohl herausgefunden, daß Anna auf dem Plan der anderen Frauen, ihn mit Ursula zusammen zu bringen, nicht beteiligt war. Immer wußte Anna es zu verhindern, daß er der Tisch, im Wagen oder auf Spaziergängen Ursulas partner wurde. Er war dafür herzlich dankbar gewesen; denn er glaubte darin eine tüge und liebevolle Absicht zu erkennen. Gewiß wollte Anna die Freundin von Ursula; auch wenn sie bewogener, wollte verhindern, daß wichtige Hoffnungen in ihr wuchsen. — Und nun auf einmal dieser Befehl, lächelnd und voll eijger Wärme — und so entschieden — als habe er nur blind zu gehorchen —

„Nein! Ichre alles in ihm, nein! Heuchler! magie er sich jügen — heute vielleicht noch ...“

Aber er war ein Mann. Er wollte für seine Freiheit und seine Liebe jeden Kampf aufnehmen.

Wah seiner Sache aber eine Freundin entstanden war, jeder die gegährliche von allen, das sagte ihm ein deutliches Gefühl.

Oben in ihrem Zimmer, während sie sich zum Nachmittagsblee ein Hausgewand überwarf, sagte Anna zu Ursula, die sie sich harte herbeigelen lassen:

„Ich hab's gemerkt, Ursula, du wartest auf mich. Aber siehst du — ich mußte mir den Mann doch erst mal genau angucken, ehe ich mir klar war: ist er auch gut genug für meine Urjase. Ja un — nun —“

„Und nun?“ fragte Ursula atemlos.

„Meinen Segen hast du — und was ich dazu tun kann, daß es was wird, soll fortan geschehen.“

Ursula fiel der Gattin um auffbeind um den Hals.

Veredter noch als die Liebe ist der Jörn. Und Anna hatte für ihre Verdämtheit die machigven Jüstzruppen, nämlich die Lathchen selbst, die gerade den Unwillen eines Mannes, wie Graf Burdard, im höchsten Maße erwecken magies.

Als das Ehepaar sich am Abend zurückzog, sah es noch, wie fals, plaudernd ein wenig beisammen in Annas kleinem Wohnzimer. Graf Burdard liebte es, wch eine Zigarette zu rauchen und seiner Frau einige Mitteilungen z. machen von dem, was die Post ihm heute zugelegeten, oder was sich in der Wirtschaft etwa begeben hatte.

an diesem Abend nun brachte er gleich etwas zur Sprache, was ihm gleich einfallen war.

„Liebe Anna — ich bemerkte mit Erstaunen, daß du den ganzen Nachmittag und abend so wachrend unseren Stephan mit Ursula zusammenzubringen verstandst.“

Sie wurde rot.

„Dagü habe ich meine Gründe. Es soll sie heiraten. Es wäre sein Glück. Stell' es ihm bitte vor!“

„Ich denke nicht daran, mich in dertel zu mischen“, sprach er ernst. „Herrlich würde ich mich ja freuen, wenn die beiden sich scheiden. Aber nicht auf Befehl soll ich sie juchen. Und du, Anna — auf einmal hast du deine Haltung und Meinung in der Sache ganz geändert?“

„Ja“, sagte sie, und ihre Augen bligten, „er soll Urjase heiraten!“

„Und neulich sollte er nicht? Und neulich tatest du Urjase; weh, indem du ihr mit harter Absicht den Mann fernhillest? Und nun willst du ihn mit einem Male die Spinnung aufbauen? Mein liebes Kind — wer gibt dir das Recht, so noch deiner Willkür mit Menschen anzugehen? Machtst du dir die ungewisse Verantwortung nicht klar, die du auf dich lädst? Wie denn, wenn Ursula, die mit der Hoffnungslosigkeit vielleicht rasch fertig geworden wäre, nun in Gend und Leid kommt, nachdem bu ihr die Einbildung erregt hat, der Mann werde sie doch wählern?“

Er sah sie sehr ernst an.

(Fortsetzung folgt.)

— Verfehltes Eigentum. Lieber Freund, vrahlen Sie bloß nicht immer so mit Ihrer gahen Bildung! Mit mir können Sie zwanzig Jahre lang umgehen, ohne jemals zu merken, daß ich ein gebildeter Mensch bin!